Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 46

Artikel: Winnetou und ich
Autor: Sonim, W. O.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754958

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winnetou und ich

Novelle von W. O. Sonim

Als ich 12 Jahre alt war, schickten mich meine Eltern während der Pfingstferien zu meiner früheren Kinderfrau aufs Land. Es war ein schöner, kleiner, stiller Platz, den ich gerne besuchte. Außerdem wurde ich von der alten Bonne in unwahrscheinlicher Weise verwöhnt. Der einzige Fehler bei der ganzen Geschichte war, daß ich immer mit einer kleinen Prinzessin, deren Vater an dem Ort zu residieren versuchte, Tennis spielen mußte. Ich machte mir schon damals gar nichts aus Prinzessinnen, weil ich sie als kitschig empfand und auch heute noch kann ich mich dieses Gefühls nicht erwehren.

Immerhin: es war schön in der kleinen Residenz.

Den größten Kummer bereitete mir, daß ich mich von meinem kleinen Hund trennen mußte. Die Eltern hatten ihn mir zu Weihnachten geschenkt, und vom ersten Augenblick an waren wir unzertrennliche Kameraden, der Zwergpintscher Winnetou und ich.

Beinahe hätte ich am Bahnhof geweint; und nur dadurch, daß ich dem vorwitzig nachdrängenden Hund, der in mein Abteil springen wollte, eins über die Schnauze wischte —, was völlig unberechtigt und sinnlos war und von mir auch sofort so aufgefaßt wurde —, rettete ich mich über den Schmerz der Trennung hinweg. Ich raffte mich sogar zu ein paar schnoddrigen Bemerkungen über die Unart Winnetous auf, was mir — wegen meiner Gefühlsroheit — strafende Worte meiner Mutter einbrachte.

Im Abteil, in dem ich mich alleine befand, verließ mich — sobald ich außer Sicht war — die Selbstbeherrschung. Ich lag auf den Polstern und heulte. Warum nur hatte ich den Hund zum Abschied geschlagen?! Was mußte das Tier jetzt von mir denken?! Und was würde mit ihm geschehen während meiner Abwesenheit? Plötzlich wird es mir klar, daß ich Winnetou niemals wiedersehen würde. Sie werden ihn zu Hause falsch behandeln, werden ihm nicht das richtige Fressen geben; dadurch wird er krank werden, wird sich in seiner Krankheit doppelt nach mir sehnen; und ich werde nicht da sein, werde ihn nicht streicheln können; niemals wird er das verstehen; wird die Hoffnung aufgeben. Und wer die Hoffnung aufgibt, stirbt, sagte immer mein Vater.

Es war eine trostlose Fahrt. Erst als ich wieder mit Menschen zusammenkam und mich zusammennehmen mußte — man sollte mich ja schließlich nicht für ein sentimentales, dummes Kind halten — ging es mir etwas besser. Aber die Nächte waren voller Sorgen, und täglich erwartete ich Nachricht, daß mit Winnetou etwas nicht in Ordnung sei.

So wunderte ich mich also nicht weiter, als wirklich zwei Tage vor der Abreise ein Brief von zu Hause ankam, in dem mir mitgeteilt wurde, der Hund sei ernstlich erkrankt, man bemühe sich zwar sehr um ihn und tue das Menschenmöglichste, aber der Tierarzt sehe schwarz in die Zukunft.

Diesen Brief las ich alleine auf meinem Zimmer. Als ich dann eine halbe Stunde später auf dem Tennisplatz stand, spielte ich zwar schlechter als sonst, aber man schob es darauf, daß ich traurig sei, jetzt wieder fortzumüssen; und ich hütete mich zu widersprechen.

Man hatte mir von daheim einen Kasten Pralinen geschickt, der mir als Proviant für die Rückreise dienen sollte. Pralinen — damals nannte man sie noch Pralinés — waren mein ein und alles! Ich hatte mich allein deswegen richtig auf die Heimreise gefreut. Aber in der Nacht, nachdem ich die Nachricht von der Krankheit des Hundes erhalten hatte, lag ich in meinem Zimmer auf den Knieen und betete zu einem Gott, der mir unvorstellbar war, von dem man mir jedoch gesagt hatte, er sei allwissend und allmächtig. Er allein — das stand bei mir fest — konnte den Hund retten, wenn er wollte. Und wie konnte er nicht wollen, wenn man ihn so sehr darum bat, wie ich es tat, ich, der ich diesen Gott noch niemals um das Geringste gebeten hatte, ich, der ich ihn still verehrte — so etwa wie eine Geliebte —, ohne jemals, selbst nicht im vertrautesten Kreise, seinen Namen zu nennen.

Während ich dalag, überlegte ich, was diesen Gott wohl noch versöhnlicher stimmen könnte als meine Bitten. Dabei fielen mir die Pralinen ein, und ohne weiteres Besinnen nahm ich die silbernen und goldenen Schokoladeplätzchen, öffnete das Fenster und warf sie einzeln, jedes mit einer bebenden Bitte begleitend, hinaus in die Nacht, meinem Gott in den Schoß. In dieser Nacht wurde ich zum Heiden.

Denn als der Morgen die Nacht verdrängt hatte, sah ich unten auf dem Hof — die Pralinen zerstreut im Schmutz liegen, unberührt — verschmäht —. Da wußte ich, daß mein Hund sterben mußte —.

Ein trüber Tag war dieser letzte meiner Ferien. Gut, daß es der letzte war, so fiel mein Trübsinn nicht weiter auf, da alle wußten, wie ungern ich in die Schule ging. Zum Ueberfluß war wieder ein Brief meiner Mutter eingetroffen, der mir sagte, daß es Winnetou immer noch nicht besser gehe. Außerdem teilte sie mir mit, daß sie mich in Koblenz warten werde, um von dort aus mit mir zusammen zurückzufahren. Das war — ich begriff es sofort — die Todesanzeige —.

Wenn mir an diesem Tage jemand etwas Liebes gesagt hätte, würde ich hemmungslos losgeheult haben. Aber in der geschäftigen Aufregung des Packens und der letzten Reisevorbereitungen vergaß man mich ziemlich; und deshalb — war ich ein Mann —.

Wieder schlief ich in der Nacht kaum. Am folgenden Morgen um 8 Uhr war die Abreise angesetzt, und um sechs war ich noch immer wach. Jetzt betete ich nicht. Eine große Feindschaft gegen den Gott, der solche Ungerechtigkeit zugeben konnte, hatte mich erfaßt. Ich kämpfte mit diesem Gott, beschuldigte ihn, wies ihm anhand seiner eigenen Aussprüche, die man mir gerade im Konfirmandenunterricht beibrachte, nach, daß er falsch und schlecht an Winnetou und mir gehandelt habe. Haß erwachte in mir und ließ mich meinen Schmerz im zornigen Sinnen nach Rache überwinden.

Als ich am folgenden Morgen im Zuge saß, war ich ein wenig blaß; und wenn mich ein Mensch ganz genau gekannt hätte, würde er gemerkt haben, daß meine Augen über Nacht härter und skeptischer geworden waren. Aber wer kennt uns so gut?! Nicht einmal wir selber —.

Daß ich Winnetou nicht mehr wiedersehen würde, stand für mich außer Zweifel. Diesen Schlag des Schicksals hatte ich überwunden, und nur die Narben saßen fest und unerschütterlich tiefinnen in meinen Gedanken. Niemals wieder würde ich diesen Gott, wie ihn die Priester mir gezeigt hatten, in meinem Leben anrufen. Die Pastöre der ganzen Welt hatten ihr Spiel gegen einen zwölfjährigen Jungen endgültig verloren.

In Koblenz stand meine Mutter an der Bahn. Sie machte freundliche, aber nervöse Augen, als sie mich sah. In ihrer rechten Hand schwenkte sie eine Schachtel Pralinen; und diese Schachtel gab mir die letzte Gewißheit. Denn Mama war eine sparsame Frau, die nicht gerne unnötig Geld ausgab, nur um ihren Jungen zwecklos zu verwöhnen.

Wir saßen uns gegenüber. Ich hatte beschlossen, um keinesfalls die Fassung zu verlieren, gar nicht erst nach dem Hund zu fragen. Mochte Mama davon anfangen. Also schwatzte ich darauf los, was alles sich während der Ferien ereignet hätte, wie nett es im allgemeinen gewesen wäre, und wie dumm, eingebildet und albern die kleine Prinzessin sei. Mit zwölf Jahren spiele sie große Dame, und dabei könne sie nicht einmal richtig laufen beim Tennisspielen; immer starte sie ein paar Sekunden zu spät, wenn sie es überhaupt für der Mühe wert halte, sich in Bewegung zu setzen.

Mama wurde schon langsam ärgerlich. Ich merkte es genau, wie sie darauf spannte, daß ich nach dem Hund fragte, und wie sie sich langsam empörte, daß ich über meinen Vergnügungen das arme, kranke Tier ganz vergessen hätte; und wie sie ausrechnete, was sie für die Mark, die die Pralinen gekostet hatten, alles für den Haushalt hätte kaufen können. Aber ich sprach munter weiter. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus. Zorn in der Stimme, fragte sie mich, ob ich mich denn gar nicht für das Befinden meines Hundes interessierte?!

In diesem Augenblick wurde ich kalt bis ins Blut, in diesem Augenblick zerbrach ein Stückchen der Sympathie, die ich meiner Mutter entgegenbrachte; in diesem Augenblick verlor die zweitgrößte Macht der Welt — die gesamte Lehrerschaft, die uns Kindern weiszumachen versuchte, daß die Eltern stets alles um ihre Kinder wußten, und es daher stets im Interesse des Kindes wäre, die Wünsche der Eltern zu befolgen — die entscheidende Schlacht, ihren gesamten Einfluß auf mich.

Alle meine Kräfte zusammenreißend, sagte ich mit einer Stimme, die vor Gleichgültigkeit klirrte: «Winnetou —? Der wird sich wohl in die ewigen Jagdgründe zurückgezogen haben —.»

Wenn mir in diesem Moment gesagt worden wäre, ich sei Anarchist geworden, so hätte ich es nicht verstanden, selbst wenn das Wort Anarchist für mich damals ein Begriff gewesen wäre; denn unsere wichtigsten Erlebnisse verstehen wir selbst erst nach Jahren, wenn überhaupt.

Mama war wütend. Sie machte mir bittere Vorwürfe über meine Herzlosigkeit und beklagte sich bei dieser Gelegenheit auch gleich darüber, daß ich so wenig nett zu ihr wäre, welche Verbindung der Gedankengänge mich grenzenlos abstieß; denn ich empfand es als taktlos, den Tod eines anderen Lebewesens in die Schranken zu führen, um selbst dadurch ein bißchen profitieren zu können.

Jetzt erfuhr ich, daß Winnetou zwei Stunden, nachdem ich abgereist war, von einem Auto überfahren worden sei; gleichzeitig wurde mir klar gemacht, welche Mühe sich Mama gegeben habe, mir den Tod des Hundes schonend beizubringen. Das hätte sie sich — weiß Gott — (ich zuckte zusammen, als sie den Namen meines neuen Feindes aussprach und mußte daran denken, wie recht sie tat, ihn zum Zeugen eines Irrtums anzurufen) — weiß Gott sparen können. Es wunderte mich ordentlich, daß sie mir nicht die Ausgabe für die verschiedenen Pralinenpackungen vorwarf; der Gedanke ließ mich frieren.

Wie wenig wußte diese Frau von mir, wie fremd waren wir uns. Nicht einmal sagen konnte ich ihr, wie weh mir war. Gewiß, sie war stets um mein körperliches Wohl bedacht; aber das nehmen wir Kinder als Selbstverständlichkeit hin. Und sonst —? Sonst war Mama eine ältere, elegante Dame guter Gesellschaftsklasse, der ich gehorsam die Hand küßte, wenn ich sie begrüßte oder ich mich verabschiedete.

Als wir daheim angekommen waren, wurde im ganzen Hause meine notorische Herzlosigkeit proklamiert. Mama schimpfte und Papa schüttelte den Kopf. Doch am folgenden Tag schon sprach kein Mensch mehr von dem toten Hund, und die Eltern waren vergnügt und munter, lachten und amüsierten sich, als sei nichts, gar nichts vorgefallen.

Erst nach ein paar Tagen fiel ihnen meine Blässe auf, wunderten sie sich über mein beharrliches Schweigen. Da riefen sie dann einen Arzt, und der erklärte, das habe man viel bei Kindern meines Alters, es sei nichts Besonderes, ein bißchen Nervosität.

Kein Mensch dachte mehr an den toten Hund —.

ARBEITSLOS

VON FRANK MORAND

Wir gehn verbissen eine schlechte Straße,
Ziellos, und ahnen doch: der Weg ist weit.
Wir wünschen uns ein Dasein ohne Maße,
Denn was ein Tag ist, wächst zur Ewigkeit.

Zu alt dem Tag. Und doch zu jung zum Sterben.
Das Schicksal hat uns einen Traum geraubt.
Wir fühlen uns erlahmen und verderben
Und stempeln noch, daß man das Elend glaubt.

Wir züchten Hoffnung, wenn auch meist vergebens:
Der Puls des raschen Werktags trifft uns kaum.
Noch gestern Bläschen auf dem Meer des Lebens, —
Und heute schon gehören wir zum Schaum.

Noch kann der Geist den brachen Leib besiegen,
Und letzter Hoffnung schwanke Brücke trägt
Uns nach Geschicken, die im Dunkel liegen,
Und die der Stunde Not zur Schönheit prägt.